

Cézanne und die Wissenschaften

Autor(en): **Reichert, Dagmar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): - **(1999)**

Heft 43

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-967645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dr. Dagmar Reichert betreibt eine Firma für Forschungsberatung und Ausstellungsentwicklung. Sie stellt in dieser Kolumne ihre persönliche Sicht der Forschungswelt dar.



Cézanne und die Wissenschaften

Können Sie sich vorstellen, dass ein Komponist bei der Erforschung bestimmter Eiweissmoleküle mitwirkt? Oder eine Malerin in einem Team zur Modellierung der Klimaveränderung? Oder ein Tänzer in einer Forschungsgruppe zu Hochbaustatik? Ich frage mich oft, warum eine solche Zusammenarbeit in der heutigen Wissenschaft noch so selten ist. Von den vielen Gründen, die ich mir vorstellen kann, überzeugt mich keiner. Geht es in den verschiedenen Wissenschaften nicht – ähnlich wie in den verschiedenen Künsten – um Erkenntnisprozesse? Und wenn beide, Wissenschaftler wie Künstler, danach streben, den Menschen Dinge zu zeigen und Räume zu eröffnen, die sie vorher nicht kannten, müsste es dann nicht fruchtbar sein, die gegenseitigen Erfahrungen zu vergleichen?

Darauf, wie spannend ein Herausarbeiten der Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeitsweisen wäre, stosse ich bei vielen Gelegenheiten. In der Fondation Beyeler letzte Woche zum Beispiel, als da neben Cézannes Porträt von Ambroise Vollard zu lesen war, was dieser über jenen berichtete: «Bei meinem Porträt gibt es auf der Hand zwei Pünktchen, wo die Leinwand unbedeckt ist. Ich machte Cézanne darauf aufmerksam. «Wenn meine Sitzung heute Nachmittag im Louvre gut ist», antwortete er, «kann ich morgen vielleicht den richtigen Ton finden, um die weissen Punkte zu decken. Wissen Sie, Monsieur Vollard, wenn ich da irgendetwas Zufälliges hinzusetze, wäre ich gezwungen, das ganze Bild von diesem Punkt aus nochmals anzufangen.» Dass Cézanne den richtigen Ton gefunden hat, ist aus der Wirkung des Bildes zu ersehen. Doch wie verhält sich eine solche «Lösung» zur Lösung etwa eines mathematischen Gleichungssystems? Oder zur Lösung der Forschungsfrage eines molekularbiologischen Experiments? Oder zu den Gedankengängen bei der Interpretation eines Computertomogramms?

Neben einem Vergleich der Erkenntnisprozesse bei wissenschaftlicher und künstlerischer Tätigkeit scheint mir auch eine Zusammenarbeit von WissenschaftlerInnen und KünstlerInnen auf inhaltlicher Ebene fruchtbar zu sein. Als Beispiel könnte ich Christine und Irene Hohenbüchler nennen, ein Künstlerpaar, deren Katalog gerade auf meinem Schreibtisch liegt. In einigen ihrer Arbeiten beschäftigten sie sich mit Netzwerken, mit dem Übergang vom Denken in Territorien zu einem Denken in Verknüpfungen.

Wie verhalten sich die Überlegungen, die diese Künstlerinnen beim Installieren komplexer Vernetzungsräume angestellt haben, zu den Überlegungen von Neurophysiologen oder Regionalplanern? Welche neuen Aufmerksamkeiten, welcher neue Blickwinkel könnte für die WissenschaftlerInnen wie für die KünstlerInnen aus einer Zusammenarbeit entstehen?

Mit «Wissenschaft als Kunst» hatte Paul Feyerabend einmal eines seiner Bücher betitelt. Eine solche Gleichsetzung scheint mir in ihrer Pauschalität unangemessen (und auch Feyerabend beschreibt nur einen Teilaspekt von beiden). Und diese Bezeichnung würde auch erübrigen, was mir gerade spannend erscheint: den Dialog um Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten zwischen Forschenden aus der Wissenschaft und aus der Kunst.

D.R.